

Joseph Roth

Schall und Rausch

**Musikfeuilletons und Artverwandtes
1918 -1930**

LESEPROBE

Schwarzwasser Verlag
02699 Königswartha
Hauptstraße 28
035931 16505
verlag@schwarzwasser.de

WO DIE KARTOUSCH SINGT

Ich war in der Generalprobe der neuen Lehár-Operette. Ich saß zwischen meinem Freund, der was von der Musik versteht, und einer Dame.

Ich sagte: Wir wollen sehen, wie sich der Meister Lehár in diesen schweren Zeiten künstlerisch entwickelt hat!

Mein Freund, der was von Musik versteht, sah hin und sagte: Er ist unberufen dick geworden!

Die Dame neben mir sah meinen Freund empört an.

Dann ging der Vorhang auf, und der Chor sang ein herbstliches Lied. Der erste Vers lautete, glaube ich: »Es röteln schon die Bäume.« Dann kam ein liebes älteres Kindchen, mit einem blonden Zöpfchen und dem Fingerchen im Mündchen und mit weißen Strümpfchen und zwitscherte wie eine ungarische Lerche. Auch war der Marischka da, picksüß vor männlicher Herbheit, und er sang immer: --- *kleine Lerche!* (aber man muß das »kleine« innig betonen); und dann sangen sie beide zusammen: -- *Klapperstörche!* Die Dame neben mir machte ein Gesicht wie Marmeladebrot. Ich fragte meinen Freund, der was von Musik versteht, wie die Kartousch singt. Er

sagte: Sie hat schon ganz hübsche Beine. Der Marischka aber war mehr von ihrem Singen entzückt und schrie: *Kleine Lerche!* Sie sagte innig: *Klapperstörche.*

Dann kam eine andere Dame, ich weiß nicht, wie sie heißt, die konnte hingegen singen. Aber sie sagte: *dü Konst!* - und war eine Wölddame und Künstlerin, sehr verführerisch, gewiß die Aphrodite von Neutitschein. Na, sie war halt zehn Minuten lang faszinierend, aber der Marischka war doch mehr für die *kleine Lerche*, obwohl die Wölddame ein goldenes Zigarettenentascherl ums Handgelenk trug, was eine ganz neue berückende Erfindung ist. Half nichts. Das Orchester seufzte: *Klapperstörche.* Dann kamen grünweißrote ungarische Nationalkostüme auf die Bühne, und die Dame neben mir sah mich triumphierend an. Ich sagte: Das ist ein hübscher Marsch! Mein Freund, der was von Musik versteht, sagte: Ja, er spricht eine interessante fremde Sprache - aber er sagt in ihr lauter Banalitäten! Die Dame sagte: psssst!

Dann sagte der Marischka wieder: *kleine Lerche*; und sie ging mit ihm in die Stadt, und er erlag dann doch der Wölddame; und an einem Aktschluß saß sie betrübt da, und es verklang lyrisch, und am anderen Aktschluß saß wieder er betrübt da, und es verklang lyrisch, und die Dame wurde weinerlich, nicht einmal der lustige Bau-

er Tautenhayn heiterte sie auf, obwohl zwei berühmte Librettisten mindestens ein Jahr lang über jeden Witz nachgedacht hatten. Es war sehr traurig. Man dachte an die armen Soldaten im Schützengraben, die vielleicht sterben müssen, ohne die neue Lehár-Operette gesehen zu haben.

Der Friede, 5.4. 1918

DER WOHLTÄTIGE BETTLER

Herr Hirsch Garfunkel stammt aus dem Osten. Als 17jähriger Jüngling sollte er wegen seiner »schönen Stimm'« Kantor werden. Er aber glaubte, das Zeug zum Opernsänger zu haben. Deshalb verließ er heimlich, ohne Wissen der Seinigen, die Heimat und fuhr nach Amerika. Hier sang er zuerst in einigen Tempeln und verdiente so seinen Unterhalt. Aber, wie gesagt: Herr Garfunkel wollte durchaus höher hinaus, und eines Tages ging er zur Bühne. Die Theaterverhältnisse waren ihm fremd, Tratsch, Neid, Ränke der Kollegenschaft, Spott und Schabernack vertrieben ihn von der Bühne. Inzwischen hatte er ein ausschweifendes Leben geführt und seine Stimme verloren. »In dem großen Amerika«, sagt Herr Garfunkel, »ist es schwer, so ein Ding wie eine Stimm' wiederzufinden.« Deshalb kehrte er nach Europa zurück. In Amsterdam blieb er stecken, denn das Reisegeld fehlte ihm. Amsterdam ist eine alte Judengemeinde, es gibt viele reiche Glaubensgenossen, und Herr Garfunkel wurde bei ihnen, wie er sagt, »Eingeher«. Das heißt: Er ging dort ein und aus. Er war halb Tempeldiener, halb Lakai. Damals ging's ihm gut. Es gab Tage, an denen er sechs Mittagessen hintereinander verzehrte. Alles durch sein Ein- und Ausgehen. Da starb plötzlich sein Protektor, einer der reichsten Kaufherren der Stadt Amsterdam.

Herrn Garfunkel war der Aufenthalt verleidet. Er bettelte sich einiges zusammen und kam nach Wien. »Wien war damals noch eine schöne Stadt«, sagt Herr Garfunkel. Er »verkehrte« in Theaterkreisen. »Die Schrott« zählte er zu seinen »Bekanntem«, der Schauspieler Kamineth war »direkt sein Freund«. Von den sogenannten »Kollektenbrüdern« unter den Schauspielern kannte er viele, darunter den Schauspieler Benda. Mit der Zeit hatte er sich eine glänzende Klientel erworben. Künstler von Rang, Grafen, Kammerherrn und Hofräte kannten ihn von der Straße: Jeder entrichtete ihm seinen Zoll. Da erinnerte sich Herr Garfunkel, großzügig, wie er immer war, seiner armen Brüder im Judenviertel. Sein anspruchsloses Leben ermöglichte ihm ein Auskommen mit geringen Mitteln. Den Rest verteilte er an die Armen. So ward er Wohltäter von Beruf, Spender und Bettler in einer Person. Was er tagsüber »eingenommen« hatte, verteilte er am Abend den Armen in der Leopoldstadt. Mit der Zeit erweiterte sich die »Kundschaft«, wuchs auch seine »Klientel«, und Herr Garfunkel legte Bücher an. Doppelte Buchhaltung gehörte nicht dazu: Es waren bloß Notizbücher. Aber genaue Verzeichnisse der Spender und Bedürftigen waren alphabetisch angelegt.

Das Geschäft florierte.

Heute steht der wohlthätige Bettler vormittags am Graben, nachmittags in der Kärntnerstraße und wartet auf die Spender. Er grüßt von Zeit zu Zeit einen alten Herrn, spricht einige an. Aber das Geschäft geht lange nicht mehr so gut, behauptet Herr Garfunkel. »Die Wiener Leut' haben einen Geldsack, wo das Herz sein soll, früher haben sie das Herz im Geldsack gehabt«, sagt er. Ja, einmal, das war eine Zeit. Die vornehmen Herrschaften! Der gottselige Baron *Rothschild*! Und wie der alte Bösendorfer noch gesund war!

Herr Garfunkel weiß nicht, wie alt er ist. Ich schätze ihn auf 80. Sein Bart ist silberweiß. Sommer und Winter trägt er zwei lange Röcke. Herr Garfunkel ist ein Fragment, ein Rest aus dem Trümmerhaufen der alten Monarchie. Wehmütig schleicht er über den Korso...

Der Neue Tag, 19.5.1919

DAS MÄRCHEN VOM SOPHIENSAAL

Märchen ereignen sich mitten im Getriebe des Werktags der grauen Nüchternheit der simplen Ereignisse. Die Geschichte des Sophiensaaals könnte auch ganz gut wie ein Märchen beginnen: Es war einmal ...

Also: Es war einmal ein Festsaal, der war wie ein Gedicht oder, noch besser, der Saal der Säle, der Hofefestsaal. Er strahlte im tausendfältigen Glanze der Lichter, und auf seinen Parkettböden wirbelten die zartesten weißen Halbstiefelchen an zartesten weißen Damenfüßchen. Es gab keinen vornehmen Ball, der nicht in jenem herrlichsten aller Säle stattgefunden hätte, und Prinzen und Fürsten und sonstige Märchen- oder Kinodramenpersönlichkeiten waren seine gewohnten Besucher. Und was das Märchenhafteste war: Dieser Festsaal war eigentlich gar kein Festsaal. Nein! Er war - eine Badeanstalt.

Eine zwar nicht ganz einfache, aber immerhin: eine Badeanstalt. Natürlich nur im nüchternen Schein des sommerlichen Alltags. Alljährlich aber kam Prinz Karneval dahergeritten, klopfte mit seinem Glockenstäbchen dreimal an das Tor der Sophiensäle, und plötzlich trocknete das Bassin vollkommen aus, wie seinerzeit das selige Rote

Meer, und siehe da: Am Grunde des vertrockneten Sees leuchteten und lockten die bestgewichsten Parkettböden. Da ward aus der Badeanstalt plötzlich ein Ballpalast. Die vornehmsten Wiener Bälle wurden dort veranstaltet. Das allerfeinste Publikum - es war noch zu jener Zeit, da es ein feines Publikum gab - bewegte sich in seinen Räumen mit gemessener Grazie und stilvoller Eleganz.

Aber einen Schmerz noch konnte der Ballpalast nicht verwinden: Da gab es einen alten Kaiser namens Franz Joseph, dessen Höflinge behaupteten, der Sophiensaal, der herrlichste aller Ballsäle, der Hohefestsaal, das Gedicht von einem Festsaal, besäße nicht die genügende »Feuersicherheit«. Denn Hofmenschen sind böse Leute und trockene Patrone und haben nichts anderes zu tun, als bei einem Ballpalast nach - Feuersicherheit zu fragen. Also ließen sie den alten Kaiser nicht hingehen, und der Sophiensaal war sehr traurig über seine Hofunfähigkeit...

Dennoch geschah einmal ein Wunder, und der alte Kaiser kam. Es geschah aus Anlaß der dritten internationalen Kochkunstausstellung. Da war der gute Sophiensaal getröstet und feierte wieder seine heiteren Feste.

Aber da nun einmal das Glück alles Schönen und Gu-

ten auf Erden nicht vollkommen sein kann, mußte es sich der Sophiensaal gefallen lassen, daß sich just in seinen Räumen eine tragikomische Geschichte ereignete:

Franz Joseph war wieder einmal in den Sophiensaal gekommen, zu einem Fest, das kaufmännische Kreise veranstaltet hatten. Ein Herr vom Komitee hatte die ebenso ehrenvolle wie schwierige Aufgabe, die Anwesenden dem Kaiser vorzustellen. Der gute Mann entledigte sich seiner Arbeit mit so viel Anstand, daß er einem Anstand nicht entgehen konnte. Er stellte nämlich der Reihe nach alle Persönlichkeiten folgendermaßen vor: »Herr Damian Zipfl - Se. Majestät, der Kaiser; Herr Moritz Kohl - Se. Majestät, der Kaiser; Herr Valentin Täuberich - Se. Majestät, der Kaiser« und so fort in nicht enden wollender Folge. Aber selbst ein Kaiser kann ungeduldig werden, und da Franz Joseph zu jener Zeit noch ein gut Stück Humor gehabt haben dürfte, ließ sich die so oft wiedergekaute Majestät etwa folgendermaßen vernehmen: »Es wird schon genug sein! Nennen Sie mir nur die Herren. Ich glaube, mich dürften doch die meisten schon kennen...«

Solche und ähnliche Geschichten erlebte der Sophiensaal in reicher Folge. Bis plötzlich die böse Konkurrenz des Konzerthausaales auftauchte und den Glanz der

Sophiensäle um ein Beträchtliches herabminderte. Da nun aber gar der Krieg ins Land zog, da war es mit aller Pracht vorbei: Der Sophiensaal wurde ein simples Rekonvaleszentenheim. In seinen Räumen roch es nach Kampfer und Jodoform, und statt der Walzerklänge flatterten irre Seufzer kranker Menschen durch alle Winkel des Palastes...

Nun meldet ein trockener Aktiengesellschaftsbericht: Bei der am 30. v.M. abgehaltenen 78. Generalversammlung unter dem Vorsitze des Präsidenten Oberbaurates Ferdinand Dehm waren 479 Aktien und 95 Stimmen vertreten. Das Objekt wird im Herbst dieses Jahres seiner *alten Bestimmung* zugeführt. Der Verlust von 49 971 Kronen 47 Heller wird auf neue Rechnung vorgetragen. Also schließt das Märchen vom Sophiensaal mit einem schönen Ausblick. Man könnte ganz gut enden: Es *wird* einmal...

Josephus
Der Neue Tag, 3.8.1919

HERBSTREVUE

Wie arm dieser Herbst geworden ist!

Reich und herrlich pflegte er einzuziehen, wie ein Kaiser. Der Sommer hielt einen Moment stille, stellte sich am Straßenrand auf und ließ die Symphonie von Gold und Purpur an sich vorüberrauschen.

Der Herbst hatte Fülle und trüchtige Pracht. Er schüttete Früchte in strotzende Marktkörbe. Äpfel, braunrot von der Sonne des Südens geküßt, mit glänzender Glasur, als ob sie mit feinstem Flanell geputzt worden wären. Birnen, gelb, mit harter, glänzender Schale, aus deren Poren der Saft des Lebens sickerte. Und Trauben, schwer, von mystischem Dunkel, wie formgewordene bacchanalische Wollust. Ihr Saft war Sünde.

Auf der Ringstraße, zwischen Parlament und Oper, lustwandelte Kaiser Herbst an Oktobernachmittagen. Diese Nachmittage waren wie schwere venezianische Kelche; braun, mit Sonnengold bis zum Rande gefüllt. Manchmal fiel eine Kastanienfrucht mit gedämpftem Laut in die goldene Fülle, wenn der Herbst mit seinem Zepter einen Zweig streifte.

Er ließ Notizen in den Zeitungen drucken: Seht! Ich bin gekommen! Ich eröffne die Saison! Er zündete hunderttausend Bogenlampen in den Straßen an und schüttete Millionen Glühbirnen aus seinen purpurnen Ärmeln. Ein Troß von schweren, ächzenden Kohlenfuhrwerken, mit grobhufigen, großen Gäulen bespannt, hielt vor jedem Haustor.

Der Herbst tat nackte, weiße Frauenschultern in kostbare Pelze, Sealskin und Blaufuchs, wie man Edelsteine in samtene Etais schlägt. Die Fiaker standen vor den Konzertsälen und fragten: »Fahr' ma, Euer Gnaden?« Sie waren eingehüllt in Demut und Lakaiantum und beugten ihre feisten Säufernacken unter das kaudinische Joch des Trinkgeldes.

Kaiser Herbst ist entthront und arm und elend geworden.

Wie ist er eingezogen? Der Sommer wollte nicht einen Schritt beiseite treten, sondern wuchtete schwer und träge bis zum letzten Moment auf dem glühenden Asphalt. Er wich erst, als der feuchte Nebel durch die Ritzen der Pflastersteine drang und ein hartnäckiger Proletarierregen schweißig herabtropfte. Wenige, wenige Früchte sind gekommen. Die glasurnen Äpfel und strotzenden Birnen und sündigen Trauben sind ängstlich in knistern-

des Seidenpapier gehüllt und frösteln hinter Fensterscheiben. Auf den Märkten aber, von schmutzig-grauen Täfelchen überwacht, ist schmutziges Obst bettlägerig, das an Tuberkulose stirbt und die Ruhr hat.

Es gibt keine Nachmittage mehr, an denen die Luft sich anfühlt wie warmes Gold. Es ist ein Ersatz aus Blech und Schwindel, und die Luft ist eine ganz gemeine Schiebung.

Aus den welken Kastanienblättern werden die Zwanzighellerscheine der Gemeinde Wien hergestellt. Der arme Herbst hat vom Stadtrat das Verbot erhalten, Bogenlampen anzuzünden. Seine Glühbirnen sind der Kunstkommission unter dem Vorsitz des Herrn Enderes verfallen.

Die kostbaren Pelze hat er den Spekulanten verkauft. Rote Fleischhauergattinnen mit speckigen Rindsnacken tragen Blaufuchs. Es sieht aus, wie wenn auf rohen Holzklötzen plötzlich Edelweiß blühte.

Und die Abende sind erfüllt vom Gestank des Karbids. An einer Straßenecke wird Pferdewurst verkauft. Schieber und Dirnen sammeln sich wie dunkle Moskitos um die bläuliche Stichflamme. Von der blauroten Nasenspitze des Verkäufers plätschern blinkende Tropfen in

den Kessel. Seine schmierigen Hände wühlen in Haufen von blauen Banknoten wie Mäuse in einem Speckmagazin.

Auf den Straßen schleichen vermummte Gestalten und suchen mit Blendlaternen das Pflaster ab. Sie suchen Zigarrenstummel und Dreck. Aus Pferdemist werden Ägyptische verarbeitet.

Nur im kleinen Park, in der Wollzettel, der so hilflos daliegt zwischen wiehernden Fiakerkutschern und besoffenen Pferden wie ein junges Mädchen in einem Soldatenlager, blühen Rosen. Rote und weiße Rosen. Verspätete Wunder. Blühende Anachronismen. Sie blühen für die sterbenden Kinder in den Kliniken. Und auch kein Laub sehe ich fallen.

Die Menschen steigen vielleicht des Nachts auf die Bäume und pflücken Blätter zum Heizen...

Der Neue Tag, 15. 11. 1919

MARIONETTEN

Lily, meine kleine Freundin, sagt nicht: Marionettenbühne, sondern »Opa«. Ihr sind diese Puppen aus Holz, Draht und Stoffresten Schauspieler, erwachsene, richtige Menschen. Die lendenlahmen Kratzöne der Geige, die wie junge Papageien mit gestutzten Flügeln aufflattern, um ohnmächtig wieder in den geborstenen Geigenkörper zurückzusinken, und das tuberkulöse Klavier, dessen Saiten Angina haben, sind für Lily »Orchester«. Denn Lily ist erst sieben Jahre alt und geht mit »Onkel« ins Puppentheater. Wenn sie siebzehn alt ist, wird sie mit einem »Cousin« in die Oper gehen und die »richtigen« Schauspieler »Marionetten« nennen. Mit siebzehn Jahren sind Kinder, die Lily heißen, schon sozusagen Menschen. Also: erwachsen, verdorben und undankbar...

Die Stiege, die in das Marionettentheater in der Plenergasse hinunterführt, ist schmal und gebogen wie eine gekrümmte Wirbelsäule. Die Stufen sind zerbeult und alt. Und in der Mitte ausgetreten. Sie sehen aus wie die Abbildungen der Konkavlinsen im Lehrbuch der Physik. In jeder Höhlung schlummern ein paar Jahrzehnte Vergangenheit.

Aus der Tiefe dringt ein Geruch empor wie von Kinderwäsche und liegengebliebenen Speiseresten.

Die »Kasse« besteht aus einer Holzbude mit einem viereckigen Loch im Bauch. Man kriegt auch Zuckerl, vier Heller pro Stück. Sogenannte Erfrischungsbonbons. Sie sind deformierte, plattgedrückte Würfel aus Malz und Dreck und mit unzähligen Staubfäserchen beklebt wie mit Maden.

Lily möchte viel lieber dritten Platz haben als »reserviert« sitzen. Auf dem dritten Platz, der nur vierzig Heller kostet, muß man klettern. So hoch ist er. Dort steht man, von Aufregung und Schaulust innerlich straff gespannt wie von einer Spiralfeder aus Stahl. Und man sieht nicht die dicken Drähte, an denen die Schauspieler hängen, und den groben Mechanismus, mit dem die göttliche Vorsehung das Leben beherrscht und die Schicksale dirigiert.

Die Melodie der Orchestermusik ist falsch. Eine Weile gleitet sie auf den Fiedelsaiten wie ein leichtes Handwägelchen auf einer Landstraße. Dann rutschen Cis und D in eine Mulde. Schließlich geht die Melodie an einem Prellstein in Trümmer. Der Walzer zerplatzt.

Der Herr Billetteur ist eine fabelhaft theatralische Persönlichkeit. Sein Schnurrbart ist scharf himmelwärts

gezwirbelt, als wollte er alle Wolken aufspießen. Seine weiße Sportkappe schießt blitzschnell durch den Saal, wie ein leichter Tennisball. Sein: Programm, bitte angenehm! poltert wie ein kleiner Donnerschlag durch das Gessummse junger Kinderstimmen. Wenn es dunkel wird, schreit er: Ruhe! Wer die Vorstellung durch lautes Reden unterbricht, wird ausgewiesen!

Hast gehert, Franzl? Wirste aussig'schmissen - übersetzt Frau Prochulka ins Böhmische. Dann ist Ruhe.

Auf der Bühne wird »Mein Leopold« gegeben. Die Menschen zappeln. Sie sind steife Leinepappemenschen. Sie gehen, stehen, tanzen in abgehackten Rhythmen. Irgendwer spricht aus ihnen. Ihr Gesicht bleibt starr. Ihr ganzes Leben sieht sich an wie ein Klavierübungsstück, von einem Anfänger gespielt, der sich die Tasten erst aussucht, ehe er sie anschlägt. Diese Leutchen müssen sich erst besinnen, welchen Fuß sie vorzusetzen, welche Hand sie zu heben hätten. Ihre Aufregung äußert sich in einem lebhaften Tremolo der Gliedmaßen. Ihre Leidenschaft verursacht kaum eine lebhaftere Bewegung der Drähte. Ihre Seelenruhe ist kein Zustand, sondern eine jämmerliche stupide Starrheit. Das Leben hat Gesichtsmuskeln und Nerven und kann Seele vortäuschen. Aber die Marionetten lügen nicht wie die Menschen.

Wenn der Draht sie nicht bewegt, rühren sie sich nicht. Und spielen nicht freien Willen, wo nur Diktat des Drahtziehers ist. Wahrheit ist nur auf der Marionettenbühne. Dann ist Pause. Der Herr Billetteur ist ein Buffetier geworden. Er verkauft Kracherln. Sechs in jeder Hand. Seine Schnurrbartspitzen sind immer noch so steif. Er könnte an jeder auch noch sechs Flaschen aufhängen. Aber seine Strenge steht im reziproken Verhältnis zum Durst der Besucher. Je mehr Kracherl, desto weniger Schneid. Sein »Prrrogrrrramm« grollt nur noch wie ein fernes, gedämpftes Donnerchen nach einem sommerlichen Gewitterregen. Der Buffetier hat den Billetteur verschlungen.

Nach der Vorstellung ging ich mit Lily in den Bühnenraum. Ich wollte ihr den Ernst des Lebens zeigen. Sie sollte sehen, wie jede irdische Lust endet. Wie arm und seelenlos diese Puppen sind. Ich zerstöre grausam eine Illusion, dachte ich.

Die Puppen lagen im Haufen über- und nebeneinander. Der alte Schuster hatte gar keine Füße, was man früher gar nicht gesehen hatte. Er trug leere Pantoffeln. Und die Brille auf seiner wächsernen Nase war keine wirkliche Brille, sondern gemalt. Und Fräulein Emma hatte knallrote Backen und hölzerne Augen und eine geleimte

Nasenspitze. Ihre braune Perücke lag in einer Schachtel. Man sah, daß ihr Kopf hohl war. Es war ein trauriger Anblick. Aber Lily weinte nicht. Sie war auch gar nicht enttäuscht. Sie rührte jede Figur an, überzeugte sich von ihrer Leblosigkeit und lachte.

Lily lachte! So grausam können kleine Mädchen sein!...

Und wenn sie groß werden, sind sie noch grausamer mit armen Marionetten!

Josephus
Der Neue Tag, 21. 11. 1919

DAS MÄRCHEN VOM GEIGER

Natürlich war der Geiger jung und blond. Und seine Geige war aus einem Zauberholz und hatte, wie jede andere Geige, vier Saiten. Die eine war aus Eisen, die zweite aus Silber, die dritte aus Gold - und die vierte war etwas ganz, ganz Wunderbares: nämlich ein langes, feines Elfenhaar. Es war eine Geige, wie sie in einem Märchen gar nicht anders denkbar ist. Eine richtige Märchengeige.

Es ist sehr leicht, Märchen zu erzählen. Wäre das, was ich hier schreibe, eine Erzählung, eine Novelle oder so was, ich müßte sagen, woher der junge, blonde Musikant die Geige habe. Aber in einem Märchen ist alles so einfach. Die Geige war da und basta. Man frage also nicht, wie sie in den Besitz des jungen, blonden Musikanten kam.

So schön und bezaubernd konnte der junge Geiger spielen, daß ihn selbst die Taubstummen in den Instituten hörten und die Melodien nachsangen. Die Sterne am Himmel tanzten, und sogar die Fixsterne drehten sich im Kreise. Der junge Musikant zergeigte die ganze Astronomie, und die ordentlichen Professoren waren sehr böse, daß die Fixsterne es wagten, ihre Fixheit gegen alle Wissenschaft aufzugeben und zu tanzen.

Es ist nicht üblich, in einem Märchen nur einen Geiger vorkommen zu lassen. Es muß, fühle ich, etwas mit dem Geiger geschehen, und ich will deshalb noch eine Prinzessin dazutun.

Was? Prinzessinnen sollen nicht mehr vorkommen? Das ist nicht richtig. Denn erstens: gibt es auch ungekrönte Prinzessinnen, und zweitens kann ich von der Tradition nicht abweichen: In Märchen gibt es hauptsächlich Prinzessinnen.

Natürlich war die Prinzessin noch jünger und blonder als der Geiger. Ob sie Wasserstoffsuperoxyd für ihre Haare brauchte, weiß ich nicht. Es ist immerhin auch das möglich, da sie ja auch im übrigen typische Fraueneigenschaften hatte, wie bald bewiesen werden soll.

So bildete sie sich z.B. ein, sie könne nur einen Mann von ganz außerordentlichen Fähigkeiten zum Gemahl und zum König ihres Landes machen. Sie veranstaltete daher ein Preisausschreiben durch die Zeitungen.

Daraufhin meldeten sich zahlreiche Werber.

Der eine war ein Maler. Er stellte eine Leinwand auf, strich dreimal mit dem Pinsel hin und her, und die Prin-

zessin stand da, kubistisch, futuristisch, expressionistisch. Jedenfalls so, daß man sie nicht erkennen konnte und der ganze Hof infolgedessen von der verblüffenden Lebenswahrheit entzückt war.

Der zweite war ein Dichter. So überragend groß, daß er niemals eine Idee hatte. Alle Ideen, die andere, geringere hatten, bezeichnete er als nichtswürdig im Vergleich mit jenen, die er hätte haben können, wenn er kein Dichter gewesen wäre. Dagegen bestand seine Kunst darin, Worte zusammenzukuppeln, wenn sie »sinnlos-prächtig« waren und zueinander nicht paßten. Sie brauchten bloß eine Mitgift an Klang und Farbe zu besitzen und waren schon verheiratet. Der Dichter war sozusagen ein Worte-Heiratsvermittler und zählte sich deshalb zur Moderne. Er hatte viele Jünger, die es aber in ihrer Kunst nur bis zu Wortverlobungen brachten, die manchmal auch auseinandergingen. Niemals brachten sie eine richtige Wörterehe zustande.

Und außerdem kamen noch viele andere Künstler und Weise. Ein Schnelläufer, der mit den Sonnenstrahlen um die Wette lief. Ein Jongleur, der mit Mond und Sternen Fangball spielte. Ein Baumeister, der aus Regenbogen Brücken baute. Ein Gedankenleser, den man aber nicht anerkennen wollte, weil er, ein treuer Prinzipienmensch,

jedem, der ihn um Experimente bat, sagte, daß der Konsultierende nichts denke.

Kurz, es waren alle gekommen, die etwas Besonderes konnten. Nur ein berühmter Telepath fehlte noch. Er hatte sich auf dem Wege in das Schloß der Prinzessin verirrt und konnte sich nicht zurechtfinden. Auch mein junger Geiger kam in jenes Schloß.

Er gefiel der Prinzessin ausgezeichnet. Aber vorsichtig, wie nun schon einmal Prinzessinnen sind, hieß sie den jungen Geiger warten. Wer weiß, dachte sie, es kann immer noch einer kommen, der mehr kann.

Ich muß schon sagen, sehr schön war das nicht von der Prinzessin.

Dabei war sie nicht einmal ein böses Ding. Sie war nur jung und blond und eben eine Prinzessin.

Eines Tages kam ein Herr mit einem Monokel. Auf seiner Visitenkarte stand: v. Revelant, Tanzmeister. Es war der berühmteste Tänzer des Landes.

Man ahnt schon, was da geschah. Ich könnte mein Märchen hier ganz gut abbrechen. Zweifelt jemand

noch daran, daß einer Prinzessin, einer blonden jungen Prinzessin, der Tänzer besser gefiel?

Es kam, wie es kommen mußte. Der Tanzmeister bat den Geiger zu spielen. Und der Geiger spielte. Denn junge Musikanten sind stets bereit, sich in ihr eigenes Verderben zu spielen.

Nun ist das Märchen aber wirklich aus. Der Schluß ist ja so nebensächlich!

Stellen wir uns vor, daß der Musikant zur Hochzeit des jungen Paares aufspielte. Daß er, wie es in Märchen vorzukommen pflegt, plötzlich hinfiel und starb.

Und daß die Prinzessin, jäh erschreckend, entdeckte, daß ihr Tänzer gar nicht tanzen könne ohne Musik. Oh, wie glücklich wäre der Geiger gewesen, wenn er auch noch hätte tanzen können.

Aber das kann eben niemals sein. Geiger können nicht tanzen. Einfach deshalb, weil sie - geigen müssen.

Der Neue Tag, 28.12.1919